

# Leseprobe – Plötzlich Indianer Teil 2

## Kapitel 1

Das kristallklare Wasser des Bergbachs war eiskalt. Trotz der Sommerhitze japste ich nach Luft, als ich bis zu den Waden hineintappte. Ohitika lachte und dieses Geräusch wärmte mich innerlich. Wie selten hatte ich ihn früher lachen gehört. Doch in den letzten Monaten schien er richtig aufgeblüht. Ich wollte mir nicht einbilden, dass es an mir lag.

Sein Anblick, wie er nackt vor mir im Wasser stand, das ihm bis zu den Hüften reichte, ließ Schmetterlinge in meinem Bauch aufflattern. Er war bereits einmal untergetaucht und ein Stück geschwommen. Jetzt perlten die Tropfen an seinem eingefetteten Oberkörper ab und glitzerten in der Sonne wie Tausende Kristalle. Ich glaubte wirklich, dass ich noch nie etwas Schöneres gesehen hatte.

»Komm schon, trau dich«, rief er neckend und streckte mir seine Arme entgegen.

Mein Herz klopfte heftig, als ich seine Hände ergriff. Und dann zog er mich mit einem Ruck an sich und ließ sich rücklings ins Wasser gleiten. Ich schrie auf, als die kalten Fluten mich einhüllten. Gänsehaut bedeckte meinen ganzen Körper und ich zitterte unkontrolliert. Erst als seine Lippen sich auf meine legten, vergaß ich das kalte Wasser und klammerte mich fast fieberhaft an ihn.

Später lagen wir am Bachufer auf einer Lederdecke in der Sonne. Das lange, hellgrüne Gras um uns herum wiegte sich in der leichten Brise und bildete einen natürlichen Sichtschutz. Nicht, dass jemand hier vorbeikommen würde. Wir befanden uns einen guten Tagesritt vom Zeltdorf entfernt – allein mit unseren Mustangs und dem kleinen Jagdzelt. Ich hatte keine Ruhe gegeben, bis er einwilligte, mich mitzunehmen. Schließlich waren wir erst seit Kurzem verheiratet und ich wollte nicht ständig allein im Tipi herumsitzen, während er unterwegs war.

»Es ist wunderschön hier«, flüsterte ich schläfrig, während ich die weißen Schäfchenwolken beobachtete, die über den hellblauen Himmel segelten. »So ruhig und friedlich. Am liebsten würde ich für immer hierbleiben.«

Ich hörte, wie Ohitika den Atem entweichen ließ, als würde er seufzen.

»Was ist?«, fragte ich und drehte mich auf die Seite, um ihn ansehen zu können. Ich ließ meine Fingerspitzen über seine nackte Brust wandern, erkundete die Hügel und Täler seiner Muskeln. Er hatte einen Arm unter seinen Kopf gelegt und starrte ebenfalls in den Himmel.

»Ich habe heute Nacht geträumt«, begann er. Ein Schatten flog über sein Gesicht, als eine Wolke kurzzeitig die Sonne verdeckte. »Ein Traum, der meinen Geist in Unruhe versetzt hat.«

»Oh?« Meine Finger hörten auf zu wandern und ich schaute ihn prüfend an. Die Unbeschwertheit der letzten Stunden schien auf einmal von ihm gewichen.

»Die Bilder verblassen bereits wieder. Ich sah ... ein Nest von feuerspeienden Schlangen, Schlangen mit vielen Köpfen und in ihrer Mitte meine Schwester und ihr Kind. Die Leiber der Schlangen wanden sich immer enger um sie. Ich wollte zu ihnen, sie retten, doch ich steckte in einem Sumpf fest, der meine Beine gefangen hielt und mich immer tiefer in sich hineinsog ... bis zu meinen Hüften, meiner Brust. Und je mehr ich dagegen ankämpfte, desto schneller verschwand ich darin ... dann bin ich aufgewacht.«

Ein Schauer erfasste meinen ganzen Körper. Wihinapa und ihr Baby – noch hatte sie kein Kind, aber sie hatte uns die freudige Nachricht mitgeteilt, kurz bevor wir aufgebrochen waren. Die Vorstellung von ihr in einer Schlangengrube machte auch mir Angst, aber ich schüttelte den Gedanken ab.

»Es war nur ein Traum«, versuchte ich ihn und mich selbst zu beruhigen.

Er wandte mir den Kopf zu und musterte mich prüfend. »Ite-ska-wih glaubt nicht an die Macht der Träume?«

Ich zögerte. »Doch, ich glaube schon, dass Träume eine Bedeutung haben. Sie können uns etwas aufzeigen, was wir im tiefsten Inneren wissen, aber nicht vor Augen haben«, sagte ich vorsichtig. »Aber ich glaube nicht, dass sie wirklich real sind oder sogar die Zukunft voraussagen können.«

Ohitika stemmte seinen Oberkörper hoch und stützte sich auf den Ellbogen auf, sodass ich mich ein wenig von ihm zurückziehen musste. »In der Nacht bevor meine Eltern gestorben sind, hatte ich einen ähnlichen Traum.«

»Oh«, sagte ich wieder und bemühte mich, die Unruhe, die mich jetzt erfasste, niederzudrücken. »Vielleicht solltest du mit Tatanka Wakon darüber sprechen.« Ich erinnerte mich an den Rat, den mir der alte Mediziner einst gegeben hatte. Er würde es wissen und Ohitika beruhigen können, so wie er mich beruhigt hatte.

»Hau, das werde ich«, sagte Ohitika. »Wir reiten morgen zurück.«

Ich nickte, auch wenn ich eigentlich gern noch länger an diesem schönen Ort geblieben wäre. Doch auf einmal war es mir auch ein Bedürfnis, zu sehen, wie es meiner Freundin ging.

»Eines ist sicher«, fügte Ohitika leise an, den Blick in die Ferne gerichtet. »Es liegen große Veränderungen in der Luft. Ich spüre es tief in meiner Seele. Nichts wird so bleiben, wie es war.«

Am Abend nahm Ohitika mich mit auf die Jagd. Die Sonne war bereits hinter den Gipfeln der Berge versunken. Im Zwielicht verschmolzen alle Schatten miteinander und der scharfe Kontrast des Tages wich einer weicheren Note. Der Wind legte sich und die Geräusche bekamen mehr Klarheit.

»Die Stunden des ersten und des letzten Lichts sind die beste Zeit, um Rehe zu jagen«, erklärte er mir leise auf dem Weg zu der Stelle, an der er sich auf die Lauer legen wollte. »Dann kommen sie zu ihren gewohnten Trinkplätzen am Fluss.«

Er kletterte lautlos über Wurzeln und Moospolster hangaufwärts, parallel zum Bach. Ich folgte, so gut ich konnte. Mit Stolz stellte ich fest, dass ich im leisen Gehen schon besser geworden war, wenn auch immer noch gelegentlich Zweige unter meinen Füßen knackten oder sich kleine Steinchen lösten und den Hang herunterkullerten.

Hinter einem Bärentraubenstrauch etwa einen Steinwurf vom Ufer entfernt hielt er an, ging auf ein Knie und zog seinen Bogen von der Schulter. Ich kauerte mich neben ihn und wusste, dass ich mich von nun an so still verhalten musste, als wäre ich nicht hier.

Rasch kroch die Kühle der anbrechenden Nacht über uns und ich fröstelte leicht, während Ohitika so still wie eine Statue verharrte, Bogen und Pfeil bereit. Ich lauschte auf den Ruf einer Krähe, die das Wild vor der Anwesenheit eines Menschen warnen könnte, doch es blieb still. Nur ein paar Grashüpfer zirpten ihr Abendlied. Auch am Bach, den ich durch die Sträucher im Blick hatte, blieb alles ruhig. An seinem Ufer befanden sich Dutzende Wildspuren, wie Ohitika mir am Tag gezeigt hatte. Endlich knackte es im Unterholz auf der anderen Uferseite und aus den Schatten trat der schlanke, grazile Körper eines Rehs. Vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend lief es zum Ufer. Zwischendurch blieb es immer wieder stehen, witterte und blickte einmal genau in unsere Richtung. Doch es schien uns nicht zu riechen, da unser Versteck entgegen dem Wind lag.

Am Bachufer senkte es seinen langen Hals und trank. Ohitikas Arm spannte langsam den Bogen. Mein Herz klopfte. Ich hatte inzwischen akzeptiert, dass die Jagd ein untrennbarer Bestandteil des Lebens der Lakota war, doch direkt dabei zuzusehen, wie ein Reh getötet wurde, fiel mir immer noch schwer. Ich schloss die Augen, als der Pfeil durch die Luft surrte, und öffnete sie erst wieder, als Ohitikas Hand mich leicht am Arm berührte.

Er musterte mich prüfend. »Warum wolltest du mit auf die Jagd kommen, wenn du doch deine Augen davor verschließt?«, fragte er ernst, aber ohne Vorwurf oder Hohn in der Stimme.

Ich schielte durch die Beeresträucher zum Bachufer hinüber, wo das Reh mittlerweile reglos am Boden lag. Der Pfeil steckte genau unter dem Schulterblatt im Herzen. Ich schluckte.

»Ich ... bin es nicht gewohnt, zu töten ... oder dabei zuzusehen.« Ich konnte ihm ja schlecht erklären, dass wir unser Fleisch in einem Supermarkt bezogen, wo alles steril verpackt oder bereits zubereitet war und mit dem eigentlichen Tier nicht mehr viel gemeinsam hatte.

Ohitika schlang sich seinen Bogen um die Schulter, wo auch der Pfeilköcher hing. »Du isst das Fleisch dieser Tiere«, sagte er, »und doch kannst du ihnen nicht in die Augen sehen, in dem Augenblick, in dem ihr Geist ihren Körper verlässt und wieder zu Wakan Tanka zurückkehrt?«

Er erhob sich, um zum Bachufer zu gehen, und ich folgte ihm nachdenklich.

»Ich bin einfach mit anderen Vorstellungen aufgewachsen«, verteidigte ich mich.

Ohitika erwiderte darauf nichts. Es wurde jetzt rasch dunkel und ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht mehr deuten. Als er das erlegte Reh erreichte, hockte er sich daneben und zog seinen Pfeil heraus. Dann berührte er das Tier mit seiner Hand und ich sah, wie sich seine Lippen bewegten.

»Was machst du?«, fragte ich flüsternd, weil in der beginnenden Nacht jedes Geräusch zu laut klang.

»Ich danke dem Reh dafür, dass sein Fleisch uns am Leben erhält. Und ich verspreche ihm, dass ich seine Nachkommen am Leben erhalte, wenn mein eigener Leib in der Erde die Pflanzen nährt, die die Rehe fressen.« Er blickte zu mir auf. »So ist alles miteinander verbunden.«

Ich nickte stumm und dankte ebenfalls im Geiste dem Tier, das sein Leben gegeben hatte.

Nachts im Tipi kuschelte ich mich an Ohitikas warmen Körper und versuchte, die plötzliche innere Unruhe zu ignorieren, die von mir Besitz ergriff. Vielleicht lag es an dem Traum, vom dem er mir erzählt hatte. Jedenfalls konnte ich nicht gleich einschlafen, und auch von ihm hörte ich keine gleichmäßigen Atemzüge, obwohl er ruhig neben mir lag.

Während ich an die Zeltdecke über mir starrte, dachte ich an meine Familie. Ich versuchte, mir die Gesichter meiner Eltern und meines Bruders in Erinnerung zu rufen. Je mehr Zeit verging, desto mehr verblassten die inneren Bilder. Hätte ich doch nur ein Foto von ihnen gehabt. Ich konnte nur hoffen, dass der Brief, den ich dem Fotografen vor ein paar Wochen mitgegeben hatte, tatsächlich bei ihnen ankommen würde. Immerhin musste er über ein Jahrhundert überdauern – und zwei Weltkriege.

»Hat Ite-ska-wih ihre Meinung geändert?«, fragte Ohitika plötzlich.

»Worüber?«, fragte ich zurück.

Er atmete tief ein und aus. »Es würde mich glücklich machen, wenn du mein Kind unter dem Herzen tragen würdest, bevor ich aufbreche, um mich dem Kampf meiner Stammesbrüder anzuschließen.«

Ich versteifte mich unwillkürlich und musste mich dazu zwingen, mich wieder zu entspannen. Das Thema hatten wir schon oft besprochen. Ich hatte ihm kurz nach unserer Hochzeit gestanden, dass ich mich noch nicht bereit dafür fühlte, ein Kind zu bekommen, dass ich noch warten wollte. Immerhin war ich erst achtzehn und auch wenn manche Lakota-Mädchen schon mit fünfzehn Jahren verheiratet wurden, war ich immer noch ein Kind meiner Zeit. Und in meiner Zeit hätte ich jetzt gerade für mein Abitur gelernt und darüber nachgedacht, ob ich studieren oder eine Ausbildung machen wollte ...

Er hatte meine Entscheidung akzeptiert, zumindest dachte ich das. Ob er es schon bereute, mich geheiratet zu haben, weil ich so anders war?

Ich befeuchtete meine Lippen. »Ich möchte nicht, dass du überhaupt weggehst«, flüsterte ich.

»Die Waschitschu werden immer zahlreicher und ich kann dem Kampf nicht mehr lange fernbleiben. Was sollen die anderen Krieger von mir denken, wenn ich mich in meinem Tipi verkrieche, während andere für unser Land und unsere Familien kämpfen?«

Ich seufzte. »Tut es etwas zur Sache, was andere denken?«

Er antwortete nicht sofort. »Nein«, sagte er schließlich. »Aber ich selbst verliere den Respekt vor mir, wenn ich es nicht tue.«

Ich blinzelte die Tränen weg, die sich in meinen Augen bildeten. »Müssen wir jetzt darüber reden?«, fragte ich. Natürlich wusste ich, dass Verdrängung das Problem auch nicht verschwinden lassen würde.

»Ich kann es nicht mehr lange aufschieben, Ite-ska-wih.« Er rollte sich plötzlich zur Seite, sodass er über mir lag, und küsste mich, erst zärtlich, dann heftiger. Sein betörender Atem vermischte sich mit meinem und löschte meine Gedanken für den Moment aus.

»Ich weiß«, flüsterte ich, als er schließlich innehielt und mir erlaubte, Luft zu holen. »Ich weiß. Und ich kann dich nicht aufhalten. Aber ich möchte mit dir kommen, wenn es soweit ist.«

Er rollte sich wieder neben mich auf den Rücken. »Dein Platz ist bei den anderen Frauen«, sagte er.

»Mein Platz ist an deiner Seite.«

Seine Antwort war nur ein frustriertes Schnaufen. Ich wusste, dass es ein harter Kampf werden würde.

## Kapitel 2

Das Sommerlager unseres Dorfes lag dieses Jahr in einem breiten Flusstal in den südöstlichen Ausläufern der Black Hills. Als wir ankamen, war ich erleichtert, zu sehen, dass es Wihinapa gut ging. Sie strahlte wie eh und je, während sie mir dabei half, die Jagdbeute von unseren Pferden abzuladen. Man sah ihr noch nicht an, dass sie ein Kind erwartete. Es würde sicher schön werden, wenn es erst auf der Welt war. Vielleicht könnte ich darauf aufpassen, wenn Wihinapa mal eine Pause brauchte ...

»Wie war euer Honigmond?«, fragte Wihinapa mit einem schelmischen Glitzern in den Augen.

Ich hatte ihr erzählt, dass die Weißen eine spezielle Bezeichnung für die Zeit nach der Hochzeit hatten, wenn das frisch verheiratete Paar gemeinsam einen Ausflug unternahm: die Flitterwochen, oder – auf Englisch – Honeymoon. Wihinapa fand die Bezeichnung so passend, dass sie es in ihre Sprache adoptiert hatte. Honigmond, der süße Monat.

»Wunderschön«, gab ich zu und konnte ein Grinsen nicht unterdrücken, während ich eines der Fleischpakete aufschlug.

»Ihr seid früher zurück, als ich dachte.«

»Ja, wir haben euch vermisst«, erwiderte ich möglichst beiläufig.

Den aufrüttelnden Traum von Ohitika wollte ich ihr gegenüber nicht erwähnen. Wozu sie unnötig in Sorge versetzen? Wir begannen, das Fleisch zu zerteilen, um es für die Lagerung vorzubereiten.

»Wo ist dein Mann?«, wechselte ich das Thema.

»Er ist mit vielen anderen Männern des Dorfs auf Kriegspfad gegen die Crow gezogen. Es gab in letzter Zeit einige Fälle, in denen Crow-Krieger sich in unser Gebiet vorgewagt und Pferde geraubt haben. Sie wollen ihnen eine Lektion erteilen.«

Ich seufzte tief. Dieses ewige Kriegsführen. Eine Partei raubte von der anderen und dann nahm die andere Partei Rache ... ein endloser Teufelskreis. Und das, obwohl die Lakota doch momentan all ihre Kapazitäten dazu brauchten, sich vor einer viel größeren Bedrohung zu schützen.

»Möchtest du heute Nacht bei uns im Zelt schlafen?«, fragte ich Wihinapa. Ich wusste, dass sie sich einsam fühlte, wenn Sihahanska weg war.

»Ich möchte euch nicht zur Last fallen.«

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. »Ich würde mich freuen, dich bei uns zu Gast zu haben.«

Abends, nach dem Essen, saß Ohitika am Feuer und starrte in die Flammen. Eine kleine Falte zwischen seinen Augenbrauen zeigte, dass er über irgendetwas grübelte. Wihinapa hatte sich in den Zelthintergrund zurückgezogen und arbeitete an einer Babytrage aus Weidengeflecht. Ihr Gesicht war dabei so verträumt, als würde sie sich bereits vorstellen, wie sie ihr Kind in den Armen hielt.

»Was ist?«, fragte ich Ohitika.

Er wandte mir ruckartig den Kopf zu. Ob er immer noch an seinen Traum dachte? Hatte er inzwischen mit Tatanka Wakon gesprochen? In Wihinapas Gegenwart konnte ich ihn nicht danach fragen.

»Es gefällt mir nicht«, begann er, »dass die meisten unserer Krieger ausgezogen sind. Jetzt befinden sich hauptsächlich Frauen, Kinder und alte Männer im Dorf.«

»Aber wir sind doch hier in Sicherheit, oder?«, fragte ich.

»Bis jetzt deutet nichts auf eine Bedrohung hin«, erwiderte er, doch ich merkte, dass er trotz allem beunruhigt war.

Er erhob sich in einer fließenden Bewegung, um seine Waffen aus dem Zelthintergrund zu holen. Ich beobachtete mit einem flauen Gefühl im Magen, wie er Pfeile und Bogen, Speer und Steinkeule neben seinem Lager ordnete. Das Messer behielt er direkt am Körper, in der Scheide an seinem Gürtel. Wihinapa und ich tauschten einen Blick. In ihren Augen las ich die gleiche Besorgnis, die ich fühlte.

Bald darauf legten wir uns alle schlafen. Da Ohitika sein Lager direkt neben dem Zelteingang aufgeschlagen hatte und heute anscheinend lieber mit seinen Waffen kuscheln wollte als mit mir, zog ich meine Felle und Decken näher zu Wihinapa. Bald darauf hörte ich ihre gleichmäßigen Atemzüge neben mir. Ohitika schien noch wach zu liegen, genau wie ich. Die vertrauten Geräusche des schlafenden Zeltlagers um mich herum hatten eine beruhigende Wirkung. Gelegentlich ertönte das ferne Kläffen eines Kojoten, auf das die wilden Hunde mit ihrem eigenen Bellen antworteten. Eine Zikade zirpte ihr ohrenbetäubendes Lied direkt neben dem Tipi und die Blätter der Bäume raschelten leise im Wind. Es war alles gut. Alles so wie immer. Ich konnte unbesorgt einschlafen.

Im Morgengrauen erwachte ich und wusste erst nicht, was mich geweckt hatte. Ich blinzelte in das Zwielflicht und sah, dass Ohitika sich aufgesetzt hatte. Seine Hand griff automatisch nach seinen Waffen, während er zu lauschen schien. Wihinapa schlief noch immer tief und fest.

Im nächsten Moment glaubte ich, ein Gewitter wäre über uns hereingebrochen. Ein dumpfes Donnern erschallte in der Ferne, einmal, dann noch einmal. Es klang wie ... Explosionen?

Wihinapa schreckte hoch. Ohitika war aufgesprungen und wollte gerade die Zeltklappe beiseite schlagen, als es draußen ohrenbetäubend krachte. Die Erde erzitterte. Ich hörte Holz splittern. Eine Frau kreischte. Einen Augenblick später krachte es noch einmal, diesmal näher. Mein Herz sprang mir beinahe aus der Brust und mein Verstand wirbelte durcheinander. Was war das? Woher kam es?

»Wartet hier«, rief Ohitika uns zu.

Dann sprang er aus dem Tipi und ließ mich mit Wihinapa allein. Sie starrte mich mit entsetzt aufgerissenen Augen an. Ich kroch zum Zelteingang, um zu sehen, was vor sich ging, obwohl ich gleichzeitig furchtbare Angst davor hatte.

Draußen herrschte Chaos. Die anderen Dorfbewohner waren genauso unsanft geweckt worden wie wir. Frauen und Männer rannten durcheinander. Nicht weit von unserem Zelt lag Wihinapas Tipi zertrümmert am Boden. Mir wurde übel, wenn ich daran dachte, dass sie darin hätte sein können.

Ich entdeckte Ohitika, der bei Häuptling Mazzukata und den wenigen verbleibenden Kriegern des Dorfs stand. Es waren gerade mal ein Dutzend. Und keiner von ihnen hatte Feuerwaffen.

»Sie kommen. Die Langmesser kommen«, schrie ein Mann, der aus dem Wald gerannt kam, vermutlich ein zurückkehrender Späher. »Männer, ergreift eure Waffen. Frauen und Kinder, flieht.«

Wihinapa schob mich aus dem Zelt und kletterte hinter mir heraus. Mein Gehirn weigerte sich noch immer, zu verstehen, was hier gerade vor sich ging, aber mein Körper stand unter Strom.

Was sollten wir tun? Orientierungslos blickte ich mich um und klammerte mich an Wihinapas Hand, die schweißfeucht war.

Ohitika eilte mit großen Sätzen zu uns. »Ihr habt ihn gehört. Lauft. Folgt Tatanka Wakon. Er wird euch in Sicherheit bringen.«

Wieder krachte es in der Ferne. Etwas sauste durch die Luft. Ich spürte den Windhauch an meinem Hinterkopf. Noch bevor ich reagieren konnte, zog Ohitika mich und Wihinapa nach unten und schützte uns mit seinem Körper.

Der Boden schüttelte sich und eine Druckwelle traf mich und raubte mir den Atem. Kleine Steine und Erdkrumen prasselten auf uns nieder. Ich hielt mir die Arme über den Kopf und schnappte nach Luft. Als ich vorsichtig aufblickte, sah ich den klaffenden Einschlagkrater. Das Geschoss war nur knapp über uns hinweggeflogen. Zum Glück war diesmal kein Tipi und auch kein Mensch getroffen worden.

Und dann hörte ich ein Brüllen aus scheinbar Hunderten von Kehlen. Es kam aus dem Wald am anderen Flussufer und schwoll immer weiter an. Darunter mischten sich die Schreie der Dorfbewohner und das Krachen von Schüssen.

Ohitika half uns wieder auf die Füße, während Kugeln über uns hinwegzischten. Eine alte Frau stolperte und fiel lang ausgestreckt zu Boden. Wihinapa eilte zu ihr, um nach ihr zu sehen. Ich war immer noch wie gelähmt.

Die ersten Soldaten brachen jetzt durch das Gehölz auf der anderen Seite des Flusses und feuerten mitten in unser Lager und in die Pferdeherde hinein. Frauen rannten an mir vorbei, zogen ihre Kinder mit sich oder trugen sie auf dem Arm. Die Pferde wieherten panisch, viele ergriffen die Flucht und verschwanden im Unterholz.

»Geht, bringt euch in Sicherheit«, rief Ohitika mir über den Lärm zu.

Ich hielt mich an seinem Arm fest. »Was ist mit dir?«

»Ich muss den anderen Kriegern helfen, die Langmesser aufzuhalten.«

Ich blickte verzweifelt auf die Menge der Soldaten, die unseren Männern zahlenmäßig weit überlegen waren. Das würden sie nie schaffen!

»Komm mit uns«, flehte ich.

Er ergriff meine Schultern und schaute mir fest in die Augen. »Ite-ska-wih. Ich möchte, dass du auf meine Schwester und ihr ungeborenes Kind aufpasst. Kannst du das für mich tun?«

Ich zitterte am ganzen Körper, doch seine schwarzen Augen hatten eine beinahe hypnotisierende Wirkung auf mich. Mein Atem beruhigte sich etwas.

»Ja. In Ordnung. Ich verspreche es«, brachte ich hervor und schaute zu Wihinapa, die von der alten Frau aufblickte und traurig den Kopf schüttelte. Ich erkannte, dass es Uncicitca-hu, die Schwester Tatanka Wakons war, die dort auf dem Boden lag. Mein Magen zog sich zusammen.

Ohitika nickte uns beiden ein letztes Mal zu und rannte dann zu Häuptling Mazzukata und den anderen Kriegern, die hinter einer Baumgruppe Stellung genommen hatten und Pfeile auf die herannahenden Soldaten abschossen.

Ich ergriff erneut Wihinapas Hand. Die anderen Frauen mit ihren Kindern und die Alten folgten Tatanka Wakon hinauf in die Berge. Der alte Mediziner würde wissen, wo wir uns verstecken konnten. Er kannte das Land hier seit vielen Sommern.

Immer wieder blickte ich über die Schulter zurück zum Dorf, solange die Bäume mir die Sicht noch nicht versperrten. Die ersten Soldaten überquerten bereits die Furt, um auf unsere Seite des Flusses zu kommen. Vereinzelt streckten einige von ihnen Pfeile nieder, doch sie konnten nicht alle gleichzeitig erwischen. Es waren einfach zu viele.

Ohitika!

Nein! Ich durfte nicht in Panik geraten. Ich erinnerte mich an mein Versprechen. Wir mussten weiter, weg von den Schüssen, die uns immer noch folgten.

Vor uns rannte Magaska mit Zica an der Hand. Die Kleine strengte sich an, mit ihren kurzen Beinen Schritt zu halten. Trotzdem stolperte sie oft und rappelte sich wieder auf.

Auf einmal rutschte Wihinapas Hand aus meiner. Ich wirbelte zu ihr herum. Sie war auf die Knie gefallen und hielt sich mit einer Hand den Bauch.

»Was ist?«, schrie ich und ging ebenfalls neben ihr auf die Knie.

Sie antwortete nicht, sondern krümmte sich, als hätte sie Schmerzen.

Über ihrem Unterleib färbte sich das helle Leder ihres Kleids dunkel.

*Oh Gott, nein, bitte nicht!* War sie getroffen worden? Wir brauchten Hilfe! Doch ich hatte Tatanka Wakon und die anderen aus den Augen verloren. Jetzt konnte nur noch ich auf sie aufpassen.

Wihinapa stöhnte, während der blutige Fleck immer größer wurde. »Mein ... Kind«, stieß sie keuchend hervor. Ihr Gesicht war schweißnass und ihre Augen glänzten fiebrig.

»Dem Kind geht es gut. Es wird alles gut«, sagte ich und ärgerte mich über das Zittern in meiner Stimme. Ich musste Ruhe bewahren und auch Wihinapa beruhigen. Offenbar hatte sie keinen Schuss abbekommen, denn ich konnte an ihrem Kleid keine Einschussstelle erkennen. Aber das viele Blut war doch sehr besorgniserregend.

Hufgetrappel vibrierte durch den Boden. Ich blickte mich rasch um. Weiter unten am Hang blitzte zwischen den Bäumen eine blaue Uniform auf. Verdammt!

»Die Langmesser«, flüsterte ich.

Mit Pferden würden sie uns im Nu einholen. Wihinapa konnte in ihrem Zustand nicht schnell laufen. Wir mussten ein Versteck finden. Jetzt sofort.

[Hier weiterlesen ...](#)